

Christine Hartig

**„Eigene Geschichte“ als Konkurrenz zur Standardisierung von Lebensläufen
– Zwei Autobiographien um 1900**

In seinem 1998 erschienenen Aufsatz ‚Lebenslauf und Individualität‘¹ konstatiert der Soziologe Rudolf Stichweh eine überraschende Gleichzeitigkeit zunehmender Standardisierung von Lebensläufen auf der einen und der Individualisierung von Lebensmöglichkeiten auf der anderen Seite. Geschlecht als ‚Strukturierungsprinzip moderner Gesellschaften‘² lenkt den Blick auf die familiären und ökonomischen Reproduktionsverhältnisse in der Moderne und damit zugleich auf ihr Fundament. Beide Faktoren - Familie und Arbeit - bestimmen dann auch ganz wesentlich Vorstellungen von ‚Normalbiographie‘³ und solche über die Entwicklung und Durchsetzungsmöglichkeiten eigener Lebenswünsche. Die Frage nach den Gestaltungsmöglichkeiten und –grenzen des eigenen Lebens wurde seit dem 19. Jahrhundert nicht nur von Goethe in seiner Autobiographie ‚Dichtung und Wahrheit‘⁴ immer stärker mit der individuell geleisteten Arbeit verknüpft. Autobiographien sowohl von Männern als auch von Frauen aus dieser Zeit dokumentieren eindrücklich, dass die eigene Arbeit nun vielfach nicht mehr nur als eine ökonomische Notwendigkeit angesehen wurde, sondern zu einem sinnstiftenden Element in der biographischen Reflexion avancierte.⁵ Lediglich die soziale Rolle des Familienvaters integrierte jedoch die gesellschaftliche Legitimation und Anerkennung des eigenen Schaffens.⁶

¹ Rudolf Stichweh, Lebenslauf und Individualität, in: Jürgen Fohrmann, Lebenslauf um 1800, Tübingen 1998, S. 223-234.

² Ursula Beer, Geschlecht, Struktur, Geschichte. Soziale Konstituierung des Geschlechterverhältnisses, Frankfurt am Main, New York 1990, S. 9. Vgl. ebenso: Susan Groag Bell, Marilyn Yalom, Introduction, in: dies., *Revealing Lives. Autobiography, Biography, and Gender*, New York 1990, S. 1-11, S. 5.

³ Vgl. Martin Kohli, Die Institutionalisierung des Lebenslaufs. Historische Befunde und theoretische Argumente, in: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 37/1989, S. 1-29. Vgl. ebenso: Helga Krüger, Dominanzen im Geschlechterverhältnis. Zur Institutionalisierung von Lebensläufen, in: Regina Becker Schmidt, Gudrun-Alexi Knapp (Hgg.), *Das Geschlechterverhältnis als Gegenstand der Sozialwissenschaften*, Frankfurt am Main, New York, S. 195-219.

⁴ Johann Wolfgang von Goethe, *Aus meinem Leben, Dichtung und Wahrheit*, herausgegeben von Klaus-Detlef Müller, Frankfurt am Main 1986.

⁵ Vgl. zur Bedeutung autobiographischer Materials zur Rekonstruktion von Wissensordnungen: DFG-Projekt: *Ästhesiologische Komponenten von Bildungsmilieus. Eine Untersuchung von Wissensordnungen des Alltags um 1800, um 1900 und in der Gegenwart* (Leitung: Prof. Dr. Dr. Peter Alheit, Göttingen, Prof. Dr. Hans Rüdiger Müller, Osnabrück).

⁶ Vgl. Karin Hausen, Die Polarisierung der ‚Geschlechtscharaktere‘. Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben, in: Werner Conze (Hg.), *Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas*, Stuttgart 1976, S. 363-393. Zur aktuellen Situation: dies., *Arbeit und Geschlecht*, in: Jürgen Kocka, Claus Offe (Hg.), *Geschichte und Zukunft der Arbeit*, Frankfurt am Main 2000, S. 343-350.

Für die Vergangenheit eignen sich insbesondere Autobiographien, um Interpretationen von Lebensgeschichten zu untersuchen.⁷ Im Folgenden soll daher anhand der Autobiographien von Ernst Haun Marie und von Ebner Eschenbach zum einen der Frage nachgegangen werden, welche Vorstellungen von ‚Normalbiographie‘ sich in ihren Lebenserinnerungen finden, und zum anderen, welche Bedeutung diese Vorstellungen für die Interpretation der ‚eigenen‘ Lebensgeschichte besaßen und welche Umsetzungsmöglichkeiten ihnen im alltäglichen Lebensvollzug eingeräumt worden sind.⁸ Ernst Haun (geboren 1879) erblindete im Laufe seiner Kindheit allmählich. So verengten sich die ihm selbstverständlich erscheinenden Bildungsmöglichkeiten als Fabrikantensohn auf die begrenzten Angebote für Blinde. Ernst Haun verließ die Raguhner Volksschule seiner Heimatstadt schon nach zwei Jahren, um die drauf folgenden sechs Jahre in der Blindenanstalt in Stettin zu verbringen. Fast 15jährig wechselte er dann in die von ihm aufgrund des umfangreicheren Bildungsangebotes als deutlich moderner empfundene Blindenanstalt in Berlin-Steglitz.⁹ Nach einem weiteren Schuljahr schloss sich ab 1894 eine Lehre als Seiler in der institutseigenen Werkstatt an. Trotz Bedenkens des Direktors der Blindenanstalt verließ er jedoch später diese, ihm so beengt erscheinende Welt, um eine Laufbahn als Musiker einzuschlagen. Unter anderem arbeitete er als Musiklehrer in einer Blindenschule in Frankreich. Nachdem auch sein Gehör nachließ, wurde er dichterisch tätig und verfasste neben seinen Jugenderinnerungen einen programmatischen Roman, dessen blinder Protagonist vor allem versucht, sein Leben selbst in die Hand zu nehmen.¹⁰ Die durch die Erblindung veranlassten Ausschlusserfahrungen regten den Autor schon in seiner Jugend dazu an, exzentrisch auf seine eigene Lebensgeschichte zu blicken.¹¹ Im Mittelpunkt stehen dabei seine Bemühungen, Anforderungen vermeintlicher Normalität, die in hohem Maße von Männlichkeitsdiskursen geprägt sind, gerecht zu werden, während Männlichkeit in den Autobiographien vieler Zeitgenossen nicht problematisiert worden ist und so gleichsam unsichtbar wurde.¹²

⁷ Peter Alheit, *Autobiographie und Literalität. Zum Wandel autobiographischer Formate in der Moderne*, in: Jutta Ecarius, Barbara Friebertshäuser (Hg.), *Literalität und Biographie. Perspektiven erziehungswissenschaftlicher Biographieforschung*, Opladen 2005, S. 66-81; Peter Alheit, Morten Brandt, *Autobiographie und ästhetische Erfahrung. Zum Wandel der Selbstreflexivität in der Moderne*, Frankfurt am Main, New York 2006 (im Druck).

⁸ Vgl. Ernst Haun, *Jugenderinnerungen eines blinden Mannes*, Stuttgart 1918; Marie von Ebner-Eschenbach, *Meine Kinderjahre*, in: Marie von Ebner-Eschenbach, *Autobiographische Schriften I. Meine Kinderjahre. Aus meinen Kinder- und Lehrjahren*, herausgegeben von Christa Maria Schmidt, Tübingen 1989.

⁹ Vgl. Haun, *Jugenderinnerungen*, S. 196.

¹⁰ Ernst Haun, *Aus lichtem Dunkel. Der Roman eines Blinden*, Leipzig 1921.

¹¹ Vgl. zum Konzept der exzentrischen Positionalität: Helmuth Plessner, *Die Stufen des Organischen und der Mensch*, Berlin 1928.

¹² Vgl. auch: John Tosh, *Was soll die Geschichtswissenschaft mit Männlichkeit anfangen? Betrachtungen zum 19. Jahrhundert in Großbritannien*, in: Christoph Conrad, Martina Kessel, *Kultur & Geschichte. Neue Einblicke in eine alte Beziehung*, Stuttgart 1998, S. 160-206, S. 162.f

Marie von Ebner Eschenbach (1830-1916) kam als Tochter des österreichischen Barons Franz Dubsy zur Welt. Nachdem ihre Mutter kurze Zeit nach der Geburt verstarb, verbrachte sie ihre Kindheit, in vielerlei Hinsicht anders als Ernst Haun, standesgemäß behütet durch die Fürsorge zweier Stiefmütter und zahlreicher Gouvernanten. Mit 18 Jahren heiratete Ebner-Eschenbach einen Cousin, der in ihren Erinnerungen als der in weiblichen Autobiographien fast obligate männliche Türöffner zum bürgerlichen Bildungsreich erscheint. Nachdem das Ehepaar zunächst auf dem Land lebte, begann Ebner-Eschenbach mit dem Umzug nach Wien in den frühen 1860er Jahren den Salon von Iduna Laube zu besuchen, in welchem zahlreiche Intellektuelle verkehrten. Zu diesem Zeitpunkt hatte sie ihr erstes Werk – allerdings anonym – veröffentlicht. Bis 1874 folgten 13 dramatische Werke, die teilweise unvollendet blieben und deren Mehrzahl keinen Erfolg erringen konnte. Die literarischen Werke der inzwischen fast 50jährigen stießen hingegen auf Zustimmung. Ihre 1905 entstandene Autobiographie, die über das 14. Lebensjahr nicht hinausgeht, war Zeit ihres Lebens das einzige Werk, das auf Bitten sowohl ihrer Freunde, als auch ihres Verlegers entstand.¹³ Ebenso wie bei Haun nehmen auch in ihren Jugenderinnerungen Themen der Geschlechtersozialisation einen breiten Raum ein. Als bekannte Schriftstellerin immer wieder in Rom weilend und auf ihre Kindheit zurückschauend – so die Selbstpräsentation zu Beginn ihrer Kindheitserinnerungen –, sind es vorrangig die Auseinandersetzungen um diese Selbstsicht als Dichterin, die die sozialen Erwartungen ihrer Umwelt zum Teil verstörend enttäuschten. Während Ebner-Eschenbach aufgrund ihrer dichterischen Ambitionen ebenso wie zahlreiche andere Frauen aus ähnlichen Gründen in Konflikt zu den zeitgenössischen Geschlechterrollen geriet, ist davon auszugehen, dass für Haun das Nachlassen der Sehfähigkeit und die damit einhergehende Erfahrung der Marginalisierung eine Auseinandersetzung mit männlichen Geschlechterrollenvorstellungen initiierte, die für die meisten anderen Männer in ihren autobiographischen Erinnerungen nur eine untergeordnete Rolle spielten.

Ernst Haun

Ernst Haun erinnert sich an seine frühe Kindheit zunächst in Bildern ungetrübter bürgerlicher Familienidylle, in der der Vater als „König der Arbeit“¹⁴ im Mittelpunkt eines sonntäglichen Familiennachmittags unter den Augen des marmorweißen Kaisers steht. Diese Rahmung bleibt jedoch nicht unkommentiert. Die Schilderung der Lebensumstände seiner Großeltern

¹³ Vgl. Edith Toegel, Marie von Ebner-Eschenbach. Leben und Werk, New York, Washington D. C./Baltimore, Bern, Frankfurt am Main, Berlin, Wien, Paris 1997, S. 102. Das Werk von Ebner-Eschenbach ist nach langer Zeit in der Versenkung in den letzten Jahren in der (feministischen) Literaturwissenschaft wieder verstärkt rezipiert worden. Vgl. zum Aspekt der weiblichen Autorenschaft: Susanne Kord, Sich einen Namen machen. Anonymität und weibliche Autorenschaft 1700-1900, Stuttgart, Weimar 1996.

¹⁴ Haun, Jugenderinnerungen, S. 39.

beschreibt mütterlicherseits ein Ehepaar, das seinen wirtschaftlichen Erfolg nur durch die rücksichtslose Ausbeutung ihrer beider Arbeitskraft erringen konnte, so dass sie schließlich für den Aufbau einer Tuchfabrik den Preis von langer Krankheit des Großvaters und frühem Tod seiner Frau zahlten.¹⁵ Auch väterlicherseits lässt sich das Familienleben der Großeltern nicht in den engen Rahmen jener familiären Ideale pressen, die das ausgehende 19. Jahrhundert dominierten. So schrieb der Großvater lieber in der Hinterstube des Manufakturladens des Ehepaars scharfzüngige Zeitungsartikel über das Leben in der Heimatstadt und widmete sich ansonsten ohne großen finanziellen Nutzen für die Familie der Wissenschaft und Literatur.¹⁶ Die konventionelle Ausgestaltung seiner eigenen Kindheit bleibt so intakt, während der Blick auf das Leben der Großeltern die Frage nach dem individuell erlebten Glück von Menschen gestattet, denen das „Alltagsurteil, das gern verallgemeinert“ eine solche Interpretation „wohl kaum zugestanden“¹⁷ hätte.

Die Einschulung 1885 versinnbildlicht für den Autobiographen das Entschwinden eines „Paradieszustand[es]“.¹⁸

„Als ich nun aber ABC-Schütze wurde, überkam auch mich der Hochmutsteufel, der ja in der Schule so boshaft heimlich den jungen Menschlein eingepfift wird. [...] und sie brachten mir so ganz hinterlistig den Gedanken bei, dass ein Mensch mehr könne als ein Tier [...]. Sie vernichteten mir allmählich den Paradieszustand, der keinen Unterschied zwischen den verschiedenen Gottesgeschöpfen kennt. Ich wurde, wie die Menschen so schön heuchlerisch sagen: sehend.

Und nun sah ich wirklich, daß mein Freund Molli [sein Hund] – wie sage ich es gleich – nun, doch um etwas geringer war als ich.“

Anders als die zitierte Stelle mutmaßen lässt, nahm er die Schule jedoch nicht von Beginn an als Einschnitt in seinem Leben wahr, sondern erst, als die Verschlechterung seines Sehvermögens seinen symbolischen Abstieg in die erste Reihe zu den „Dummen und Faulen“¹⁹ der Klasse bewirkt. Allerdings war bei ihm nicht die Leistung ausschlaggebend, sondern das Lesen von der Tafel sollte erleichtert werden: „Man hat mir sicherlich erklärt, dass ich da nur der Kurzsichtigkeit wegen säße, doch machte das nicht den gewünschten Eindruck auf mich. Und ich suchte durch regen Eifer einen besseren, geachteteren Platz zu erlangen.“ Bildung als „System sozialer Platzanweisung“²⁰ verweist hier im ganz wörtlichen Sinne Haun auf einen

¹⁵ Vgl. Haun, Jugenderinnerungen, S. 29ff.

¹⁶ Vgl. Haun, Jugenderinnerungen, S. 23ff.

¹⁷ Haun, Jugenderinnerungen, S. 32.

¹⁸ Haun, Jugenderinnerungen, S. 118. Dort auch das folgende Zitat.

¹⁹ Haun, Jugenderinnerungen, S. 87. Dort auch das folgende Zitat.

²⁰ Ursula Apitzsch, Frauen in der Migration, in: Wiltrud Gieseke, u. a. (Hgg.), Erwachsenenbildung als Frauenbildung, Bad Heilbronn 1995, S. 104-122, S. 120.

anderen Platz als jenen, auf den er aufgrund seiner Herkunft aber auch seiner eigenen Leistung Anspruch zu erheben gehofft hatte.

Während Haun schließlich auf die Blindenschule in Stettin wechselte, besuchten seine ehemaligen Mitschüler nach der Volksschule das Gymnasium:

„Mir fiel ein, daß meine einstigen Kameraden jetzt bereits Latein und Französisch trieben, daß die dermaleinst tüchtige Leute werden würden, die etwas leisteten in der Welt, und daß ich – nichts lernte und auch einmal nichts leisten konnte; denn – ich war ja blind. Mir fiel ein, daß sie von Doktoren und Professoren unterrichtet wurden also von Leuten, denen ich wohl nie begegnen würde in meinem Leben [...]. Gar zu winzig und unbedeutend fühlte ich mich im Vergleich zu ihnen. Und heiß sehnte ich dann das Ende der Ferien herbei, das mich wieder in die Blindenanstalt führte, in die Welt, die für mich geschaffen war.“²¹

Anders als seine einstigen Mitschüler in Raguhn, die sich anscheinend ohne Hindernisse zu nützlichen Mitgliedern der Gesellschaft heranbilden konnten, war Haun hinsichtlich seines eigenen gesellschaftlichen Wertes, der auch für ihn ein wichtiges Moment der Selbstsicht ist, besorgt. Bereits an seinem ersten Schultag in der Stettiner Blindenanstalt begeisterte er sich über die Bildungsmöglichkeiten, die ihm nun wieder zur Verfügung standen:

„Ich wusste ja genau: diesmal lernte ich etwas Ordentliches, etwas Richtiges! Ich wußte ja, diesmal würde es mir glücken! Diesmal würde ich nicht versagen wie in Raguhn. Diesmal würde ich lesen und schreiben lernen wie die Jungen in Raguhn, wie alle Kinder.“²²

Der exzentrische Blick auf sich selbst glich somit das vollzogene Leben mit festgelegten sozialen Rollen ab und schuf so die Richtschnur, vor der auch die eigene Lebensgeschichte erzählt wird. So kann Ernst Haun auch durch seine spätere Arbeit in der Seilerei nur partiell ein Gefühl von Leistungsfähigkeit und Nützlichkeit entwickeln. Diese Kategorien sind in seiner Wahrnehmung viel zu sehr mit der Rolle des (selbständigen) Familienernährers verzahnt, die nur von wenigen Blinden erfolgreich eingenommen werden konnte.²³ Zwar gab es, so der Autor, bei den häufigen und mit großer Anteilnahme geführten Diskussionen „glühende Optimisten. [...] und so mancher weissagte kühnlich, er werde später Weib und Kind ernähren [...]. Andere lächelten nur über ihn und fragten, wie viel denn hier im Heim, wo doch äußerst günstige Arbeitsbedingungen wären, die blinden Handwerker verdienten.“²⁴

²¹ Haun, Jugenderinnerungen, S. 186.

²² Haun, Jugenderinnerungen, S. 145.

²³ Vgl. zur enormen Bedeutung der Kopplung von Männlichkeit an das Bild des Familienernährers im 19. Jahrhundert: Tosh, Geschichtswissenschaft, S. 171ff.

²⁴ Haun, Jugenderinnerungen, S. 247. Vgl. zu den insgesamt als unzureichend beschriebenen wirtschaftlichen Verhältnissen der außerhalb des Heims lebenden ehemaligen Anstaltsmitglieder: Immanuel Matthies, Die Kö-

Die Autobiographie Hauns demonstriert aber nicht lediglich die Bedeutsamkeit normativer Rollenvorgaben für das eigene Selbstbild. Der aktive Prozess der Aneignung und auch der partiellen Neuinterpretation normativer Leitbilder wird für das Lesepublikum dann sichtbar, wenn Haun die Feinheiten des ‚doing gender‘²⁵ in der Blindenanstalt erneut wieder lernen muss: Für Außenstehende zum Teil erstaunliche Dinge bekommen hier, wie die Beispiele von Parfüm und Holzschuhen zeigen, Distinktionscharakter. So wurde die Aufführung eines Gesangsspiels, das Haun mit dem Seilerchor einstudiert hatte, zugleich als Gelegenheit genutzt, die über ein geringeres Einkommen verfügenden Mitglieder des Korbmacherchors bei den Mädchen der Einrichtung auszustechen. Dazu wurde nicht nur die beste Kleidung angelegt, sondern großzügig die Brust mit Veilchenduft übergossen: „Oh ja, man steckte etwas ins Geschäft! Bare vierzig Pfennige hatte das edle Naß gekostet.“²⁶ Die Bedeutsamkeit eines eigenen Verdienstes, der es ermöglichte, über den alltäglichen Gebrauch hinausgehende ‚Luxusgüter‘ zu erwerben, liegt zudem in der Distanzverringering zu der Welt der Sehenden. Indem sich Haun in der Blindenanstalt exponiert, greift er somit zugleich über sie hinaus.

An anderer Stelle verzichtete Haun daher auch auf die Aneignung der der Blindenanstalt zugeordneten Codes. Da er selbst noch nicht völlig erblindet war, lebte er in der Familie des Direktors und behielt auch seine eigene Kleidung, während die anderen Kinder Holzpantoffeln, mit denen sie „trappelten und knallten“²⁷, und von der Blindenanstalt gestellte Kleider trugen. Eine völlige Integration in die Welt der Blinden wird so sogar um den Preis eines Nachteils im Spiel mit den anderen Kindern vermieden:

„Man nimmt Schritte so groß wie ein Pommerscher Grenadier; denn – große Schritte sind männlich! – Auch ich suche mit den Holzpantoffeln meiner Freunde gleichen Stampfschritt; denn – Stampfen ist männlich!“²⁸

Versucht Haun an dieser Stelle eine Anpassung an die in der Blindenanstalt gültigen Codes, so wird beim Geschichtenerzählen das Manko der eigenen Schuhe deutlich: auch hier „unterstrich man mit kräftige Aufstampfen die Pointen“.²⁹ Seine Schuhe waren dafür jedoch ungeeignet: „Und ich bedauerte oft, dass ich mit meinen Lederschuhen nicht ebenso kühn unerstreichen konnte, wie sie mit ihren Holzpantoffeln.“

nigliche Blindenanstalt in Berlin-Steglitz und der Verein zur Beförderung der wirtschaftlichen Selbständigkeit der Blinden, in: ders. (Hg.): Deutsche Blindenanstalten in Wort und Bild, Halle 1913, S. 37.

²⁵ Vgl. Candance West, Don H. Zimmermann, Doing Gender, in: Gender and Society 1/1987, S. 125-151.

²⁶ Haun, Jugenderinnerungen, S. 297.

²⁷ Haun, Jugenderinnerungen, S. 153.

²⁸ Haun, Jugenderinnerungen, S. 155.

²⁹ Haun, Jugenderinnerungen, S. 159. Dort auch das folgende Zitat.

Große Attraktivität besaß in der Blindenanstalt auch alles Militärische. Nicht nur das stampfende Ausschreiten erinnert an das Marschieren von Soldaten. Auch Kriegsgeräte wurden nachgebaut, und als höchstes Lob galt die Ebenbürtigkeit eigener Leistungen mit denen von Militärangehörigen. Trotz der vielfältigen Versuche der Nachahmung, die sicherlich nicht nur für die Jungen der Blindenanstalt als typisch angesehen werden können, verschloß sich für diese jedoch auf der Performanzebene der Versuch der Teilhabe an den selbstverständlichen Codes der Sehenden. Als Ernst Haun sechszehnjährig seine Sommerferien bei den Eltern verbrachte, begleitete er deren Besuche:

„Am Dessauer Bahnhof hatte Herr von Losch den Vater und mich empfangen, so herzlich wie immer. Nun führte er uns durch die Straßen der kleinen Residenz zu seiner Wohnung. Das war ein peinvoller Gang für mich. Immerfort salutierten die Soldaten und Offiziere. Immerfort wurde er, und darum auch wir, von allen Seiten begrüßt. Der Vater grüßte wieder. Ich aber – ich konnte nicht grüßen, ich wusste kaum, wie das gemacht wird, hatte keine Übung und keine Geschicklichkeit darin. In der Anstalt lernt man das ja nicht, da war das überflüssig. [...] ich hatte das Empfinden, daß man mich verwundert ansah, und diese Blicke der Grüßenden, deren Gruß ich nicht erwiderte, empfand ich als körperlichen Schmerz.“³⁰

Mit dem Militär blieb Haun neben der Rolle eines Familienernährers ein weiteres „Medium männlicher Vergemeinschaftung“³¹ verschlossen. Als er mit 16 Jahren die eigentliche Blindenanstalt verließ und in das ihr angegliederte Männerwohnheim zog, wählte er mit Bedacht ein Zimmer, in dem statt der Anstaltsglocke die Signale der nahe liegenden Kadettenanstalt seinen Alltag strukturierten. Dies dokumentiert anschaulich seine Bemühungen, sich in die in der Welt der Sehenden und auch in ein ihm angemessener erscheinendes soziales Umfeld erneut einzulesen. Das Männerheim beschreibt Haun zunächst entsprechend enthusiastisch: „Man hatte absolute Bewegungsfreiheit im Heim, war ein freier Mann“³². Die eigentliche „Initiationsinstanz“³³ als die Frevert das Militär beschreibt, war für Haun jedoch bereits die Schule, obgleich diese ebenso von Mädchen besucht worden ist: „Durch die Schule wurde ich zum Jungen, zum echten, rechten Jungen, mit allen seinen Ungezogenheiten und Wildheiten, mit all den tollen Eigenschaften, die die Eltern zumeist mit stolzen Lächeln auf dem Höschen des hoffnungsvollen Sprösslings applaudieren.“³⁴ Das gemeinschaftliche Erleben mit anderen Knaben bestätigt erst die eigene Geschlechtsidentität des Jungen, der zuvor seine Freizeit mit

³⁰ Haun, Jugenderinnerungen, S. 230.

³¹ Ute Frevert, Soldaten Staatsbürger. Überlegungen zur historischen Konstruktion von Männlichkeit, in: Thomas Kühne (Hg.), Männergeschichte – Geschlechtergeschichte. Männlichkeit im Wandel der Moderne, Frankfurt, New York, 1996, S. 69-87, S. 82.

³² Haun, Jugenderinnerungen, S. 241.

³³ Frevert, Soldaten, S. 82.

³⁴ Haun, Jugenderinnerungen, S. 93.

seinen älteren Schwestern verbrachte. Sicherlich hatte die Schule für Haun eine größere Bedeutung als für sehende Jungen. Diese alleine aus dem Fehlen der Militärzeit zu erklären, übersieht jedoch die Größe des Verlustes, den Haun durch den Ausschluss aus der Raguhner Jungengemeinschaft erfuhr.

Die Eindeutigkeit, mit der Institutionen bereits im 19. Jahrhundert zwischen einer männlichen und einer weiblichen Sphäre schieden und damit die Bildung „paralleler Organisationen“³⁵ unterstützten, löste sich in den Blindenanstalten teilweise auf. Trotz der strikten und von Haun immer wieder betonten Trennung der Geschlechter in weiten Bereichen des alltäglichen Lebens glichen sich die Lebensinhalte weit stärker als außerhalb der Blindenanstalt. Alleine der Beruf des Seilers konnte in der Zeit, in der Haun die Blindenanstalt in Berlin-Steglitz besuchte, nicht auch von Frauen zumindest partiell ausgeübt werden.³⁶ Innerhalb der Blindenanstalt konnte mit einer solchen Berufswahl Eindeutigkeit in Bezug auf die Geschlechterrolle und damit Differenz hergestellt werden. Darüber hinaus versprach der Seilerberuf eine gewisse Autonomie auch in den Augen des Direktors.³⁷

Insgesamt stand Ernst Haun der ‚Blindenwelt‘ durchaus ambivalent gegenüber. Auf der einen Seite gewährte sie Schutz vor der hegemonialen Ordnung der ‚sehenden Welt‘, die ihn zum Außenseiter stempelte, auf der anderen Seite sind bürgerliche Grundkonzepte von Männlichkeit hier nur eingeschränkt umsetzbar. Brigitte Mazohl-Wallnig hat gezeigt, wie die „Leugnung des Mannes im Privaten und die Leugnung des Privaten im Manne“³⁸ unabdingbare Voraussetzung für die Territorialisierung der Lebenswelten in eine ‚private weibliche‘ und ‚öffentlich-männliche‘ geworden ist, in der dann allerdings der Mann Anspruch auf die Teilhabe an beiden Welten besaß. Der Entschluss Hauns, die Blindenanstalt zu verlassen, um eine unsichere Karriere in einem der wenigen Berufe zu versuchen, die Blinden überhaupt offen standen, nämlich als Musiker, kann dabei maßgeblich als Versuch einer eindeutigen Positionierung gesehen werden.

Die Orientierung an einer imaginierten männlichen Normalbiographie gab somit einen Anforderungskatalog an das individuelle Verhalten und die eigenen Empfindungen vor und forderte Haun vorrangig zur Ausrichtung an einem „bürgerlichen Wertehimmel“ (Manfred Hettling) auf. Vor diesem Ideal manifestiert sich die „Selbstkonstituierung“ der Beteiligten in ihrem an

³⁵ Vgl. hierzu: Erving Goffman, *Das Arrangement der Geschlechter*, in: ders., *Interaktion und Geschlecht*, Frankfurt, New York 1994, S. 105-158.

³⁶ Vgl. Matthies, *Blindenanstalt*, S. 1-42, S. 8 und S. 19.

³⁷ Haun, *Jugenderinnerungen*, S. 216.

³⁸ Brigitte Mazohl-Wallnig, *Männliche Öffentlichkeit und weibliche Privatsphäre? Zur fragwürdigen Polarisierung bürgerlicher Lebenswelten*, in: Margret Friedrich, Peter Urbanitsch (Hg.), *Von Bürgern und ihren Frauen*, Wien, Köln, Weimar 1996, S. 125-140, S. 128.

Ein- und Ausschluss orientiert Alltaghandeln.³⁹ Damit ist zugleich eine klare Grenze zwischen Normalität und Abweichung gezogen, die nur wenig Spielraum ließ. Alles, was jenseits dieser Grenze liegt, erscheint gegenüber der wohlgeordneten Welt des Bürgertums als dunkel, geheimnisbehaftet und bedrohlich. Auch für Haun selbst scheint hier jeder Orientierungsrahmen zu fehlen. Der Prozess der Erblindung wird von Haun zum einem aus der Perspektive der anderen und zum anderen als fortschreitende Ausschlusserfahrung nachgezeichnet. Kategorien eigener Selbstdeutungen fehlen fast völlig.

Marie von Ebner-Eschenbach

Ebenso wie bei Haun spielt Bildung auch bei Ebner-Eschenbach eine große Rolle. In ihren Kindheitserinnerungen unterschied sie strikt zwischen ,Gelehrsamkeit' und ,Dressur'. Während Gelehrsamkeit vor allem an die Männer der Familie gekoppelt ist, obliegt in den Erinnerungen der Dichterin die als Dressur empfundene Erziehung in erster Linie den Frauen und dem Personal der Familie. Trotz des drastischen Charakters der väterlichen Erziehung – so überschüttet er Marie einmal mit einem Sturzbach aus Karteikarten -, bei der das Kind auf Fragen des Vaters zitternd nach Antwort ringt⁴⁰, resümiert sie später:

"Die Unterrichtsstunde bei Papa hatte doch wunderbar rasch gute Früchte getragen, und so standen nun geöffnet vor mir die Pforten zweier Weltliteraturen."

Im Unterschied zu der Begeisterung für die Literatur empfand Ebner-Eschenbach das Erlernen der ,weiblicher Handarbeiten' gleichsam als Angriff auf ihre Person. Das Zitat setzt fort:

Aber nicht nur Gelehrsamkeit galt es zu erwerben – auch mit 'weiblichen Handarbeiten' sollte ich mich befassen: ich sollte stricken lernen. Warum mir das als Schmach erschien, ist mir heute noch unerklärlich. Ich wehrte mich heftig und lange, doch wurde mein Widerstand endlich besiegt. Der Abscheu, den ich vor der Strickkunst empfand, endete mit der Herstellung von Strumpfbändern für meine geliebte Mama. Sie waren das Mißratenste, was je auf diesem Gebiete geleistet worden; aber die größten Meisterwerke hätten nicht freudiger empfangen werden können als das klägliche Paar. Mit welcher Zärtlichkeit schloß mich Mama in ihre Arme und wischte mir die Tränen ab, die ich vergoß, indem ich ihr das Zeichen meiner Unterwerfung auf den Schoß legte."⁴¹

Ebenso wie bei Haun erscheint Bildung als Voraussetzung für die Teilhabe an der Welt. Die spätere Erinnerung an das für die Autorin damals so 'unerklärliche' Gefühl der 'Schmach' und

³⁹ Vgl. Hannes Stekl, Bürgerliche Jugend in Autobiographien, in: Ders., Adel und Bürgertum in der Habsburgermonarchie 18. -20. Jahrhundert. Hannes Stekl zum 60. Geburtstag gewidmet von Ernst Bruckmüller, Franz Eder und Andrea Schnöller, Wien 2004, S. 258-286, S. 261.

⁴⁰ Vgl. Ebner-Eschenbach, Kinderjahre, S. 18f.

⁴¹ Ebner-Eschenbach, Kinderjahre, S. 26f.

der 'Abscheu' kann durch Reduktion auf einen als spezifisch weiblichen empfundenen Bereich entgegen ihrem eigenen Bekunden durchaus plausibel erklärt werden. Bereits mit dieser Stelle wird die Gelehrsamkeit in der autobiographischen Darstellung als Gegenpol weiblicher Fertigkeiten eingeführt. Dem Enthusiasmus für die Gelehrsamkeit steht die Ablehnung 'weiblicher' Aufgabenfelder gegenüber. Das Muster, nach dem das Bewahren der 'männlichen Privilegien' nur unter gleichzeitiger Abweisung 'weiblicher Tätigkeiten' möglich erscheint, deutet sich somit schon zu Beginn der Kindheitserinnerungen an, wenn es auch im weiteren Verlauf zunehmend expliziter wird.

Die Trennung der Lebenswelten in eine männliche und eine weibliche Sphäre ist demnach strukturierend für beide Autobiographien. In den Jugenderinnerungen Hauns werden Verunsicherungen, die der Unmöglichkeit entspringen, den Anforderungen an eine männliche Normalbiographie gerecht zu werden, vor allem als sozioökonomische Statusunsicherheiten thematisiert. Während Haun somit fortgesetzt seinen Anspruch auf Zuerkennung seiner Geschlechterrolle formuliert, um so ein konsistentes Selbstbild zu entwerfen, greift Ebner-Eschenbach zum umgekehrten Mittel. Ambitioniert, männliches Territorium zu betreten, verweigert sie sich zur Gänze den ihr angetragenen weiblichen Rollenzuweisungen, ohne sich jedoch tatsächlich männlich konnotierte Räume wie Arbeit, Krieg und Öffentlichkeit aufschließen zu können. Ein anderer Blickwinkel lässt aber zugleich auch die Gemeinsamkeit ihres Handelns erkennen. Beide AutobiographInnen orientieren sich zunächst an der männlichen als der hegemonialen Geschlechterrolle.⁴²

Für Haun bleibt das idealisierte Bild des (Bildungs-)bürgers bestimmender Bezugsrahmen seines Strebens nach Autonomie, Besitz und Ansehen. Ein solchermaßen positives Leitbild fehlt in den Fluchtphantasien von Ebner-Eschenbach, so als sei die Vorstellung jener adligen, erfolgreichen und selbständigen Schriftstellerin, als die sie Vorwort der Autobiographie auftritt, in den Kindheitsvorstellungen noch völlig undenkbar gewesen. Stattdessen träumt sich Ebner Eschenbach in eine Phantasiewelt:

"[...] und nun – leb wohl Vaterhaus, leb wohl Heimat! Meine Pferde werden lebendig, ihnen wachsen schimmernde, rauschende Flügel [...] und ich fliege schneller als

⁴² Vgl. Robert W. Connell, *Der gemachte Mann. Konstruktion und Krise von Männlichkeiten*, herausgegeben von Ursula Müller, Opladen 2002², im englischen zuerst: Tim R. Carrigan, Robert W. Conell, John Lee, *Toward a New Sociology of Masculinity*, in: *Theory and Society* 14/1985, S. 551-604. Vgl. zu Forschungsstand und Kritik: Martin Dinges, ‚Hegemoniale Männlichkeiten‘ – Ein Konzept auf dem Prüfstand, in: Martin Dinges (Hg.), *Männer-Macht-Körper. Hegemoniale Männlichkeiten vom Mittelalter bis heute*, Frankfurt am Main 2005, S. 7-33, insbesondere S. 8-22 sowie den Aufsatz von Michael Meuser, Sylka Scholz, *Hegemoniale Männlichkeit. Versuch einer Begriffsklärung aus soziologischer Perspektive* im gleichen Band, S. 211-228.

die schnellste Schwalbe über die Berge und über ein weites Meer in mein himmlisch
lichtes Märchenland."⁴³

Erst durch ihren Vetter und späteren Ehemann – so die Autobiographie der Dichterin - lernte sie den "Wert von Bildung"⁴⁴ erkennen und den Wunsch, ihre "klaffenden Lücken" zu schließen. Noch in der biographischen Reflexion der über Siebzigjährigen dominieren somit Legitimationsmuster der eigenen Bildungsambitionen, die fast bis ins Detail dem Duktus jener autobiographischen Erinnerungen von Frauen gleichen, die rund einhundert Jahre zuvor publiziert worden sind. Auch in ihnen gewährte oder verweigerte stets ein männlicher Mentor den Zugang zu Büchern und damit zu Bildung.⁴⁵

Anders als Haun situiert Ebner-Eschenbach ihre eigenen Bildungsbestrebungen strikt in jenen Bereich der Sagen- und Märchenwelten, denen Haun eine Absage erteilt hatte, nachdem ein sprechender Baum in einer seiner Geschichten das Gelächter der Jungen heraufbeschworen hatte. Gemeinsam ist den beiden das Interesse an Geschichte. Das Werk von Richard dit Bressel wurde jedoch eine "sprudelnde Quelle des Glücks"⁴⁶ für Ebner-Eschenbach. Während die Bücher des Vaters vorrangig durch ihre Größe beeindruckten, besticht hier die sinnlich-leibliche Freude, in der das Buch sie

"auf einen Wink in Sagenwelten versetzte. [...] Bis zum Untergang des römischen Kaiserreiches führte sie, und ich folgte ihr, ob leidend, schmerz- und hasserfüllt, ob in jubelnder Bewunderung – immer voll brennender Spannung."

Phantasie und Vorstellungskraft als zentrale Begriffe in der Lebenserinnerung⁴⁷ kreieren aber lediglich eine Alternative zur Wirklichkeit und nicht einen Zugang zur öffentlichen Sphäre als Ort der Auseinandersetzung über unterschiedliche Deutungsmuster. So zeugen sie zugleich von ihrer Begrenztheit. Eine im Austausch mit anderen erfolgende Selbstvergewisserung muss unter solchen Umständen unterbleiben, das eigene Ich bleibt statisch und in sich gefangen:

"Wohin mein Blick fiel, wölbte sich das Firmament, breitete ein Stück Erdenwelt sich aus. Wohin mein Blick aber nicht drang, da war das Nichts, die Leere. Vor mir die Welt, hinter mir das schreckliche Nichts, grau, stumm, tot."⁴⁸

Wünsche nach einem anderen Umgang mit ihr, die Ebner-Eschenbach liebend gern an die Menschen in ihrer Umgebung herantragen hätte, traute sie sich lediglich an ihre Phantasiege-

⁴³ Ebner-Eschenbach, Kinderjahre, S. 38.

⁴⁴ Ebner-Eschenbach, Kinderjahre, S. 92. Dort auch das folgende Zitat.

⁴⁵ Vgl. zu dieser Entwicklung, die bereits für das 18. Jahrhundert registriert worden ist: Ortrun Niethammer, Autobiographien von Frauen im 18. Jahrhundert, Tübingen, Basel 2000, S. 128.

⁴⁶ Ebner-Eschenbach, Kinderjahre, S. 37. Dort auch das folgende Zitat.

⁴⁷ Vgl. Schmidt, Ebner-Eschenbach, S. 254.

⁴⁸ Ebner-Eschenbach, Kinderjahre, S. 47.

stalten zu richten. Diese imaginierte sie im alltäglichen Umgang anstelle der realen Personen. Die Wirklichkeit wurde so zu einer „Sinnestäuschung“⁴⁹.

Wie bereits gezeigt, differierten die Interessen und Wünsche der jungen Adelligen von den gängigen Geschlechterrollenerwartungen. Dennoch schreibt sie die ihr offerierte Ambiguität der Geschlechterrollen in ihrer Selbstinterpretation fort. Ebenso wie Haun verbleibt Ebner-Eschenbach in der symbolischen Ordnung der Geschlechter (Claudia Honegger) gefangen. Widersprüchlichkeiten, die aus den eigenen Wünschen und Möglichkeiten und den antizipierten Erwartungen der anderen entstehen, führen nicht zu einer Infragestellung der Ordnung, sondern zu Selbstkorrektur. Von der Schwester für ein Verhalten kritisiert, für das diese kein anderen Ausdruck als „kurios“⁵⁰ finden konnte, legte Ebner-Eschenbach ihr „keckes oder buhenhaftes Benehmen“⁵¹ sofort ab:

„Damit brachte sie mich augenblicklich zu mir, denn ‚kurios‘ sein wollte ich um keinen Preis. Es schien mir, ohne daß ich einen Grund dafür hätte anführen können, sehr schimpflich“.⁵²

Auch auf die ersten dichterischen Versuche, in die die Schwester als erste von der damals noch nicht zehnjährigen eingeweiht worden ist, reagierte diese - anders als erwartet - mit der Bitte, in Zukunft keine Gedichte mehr zu schreiben, konnte aber nach dem Grund gefragt nur "ausweichend und unbestimmt"⁵³ antworten. Marie von Ebner-Eschenbach reagierte betroffen: "Von dem Schmerz und dem Groll, den diese stumme Ablehnung in mir verursachten, habe ich nie etwas verraten und wie oft sollte ich sie erleiden!" Das Dichten Maries von Ebner-Eschenbachs wurde auch von weiblichen Familienangehörigen wie der Großmutter nicht nur mit Befremdung aufgenommen, sondern "wie ein Unrecht behandelt und hart zurückgewiesen."⁵⁴ Interessanterweise sind es in den Erinnerungen der jungen Adelligen vor allem Frauengestalten, die streng auf das Einhalten der Geschlechterordnung drängen. Die Aneignung produktiven Handelns und die Ablehnung reproduktiver Tätigkeiten werden – wie Tanzer verdeutlicht – so zur Grenzüberschreitung.⁵⁵ Die ersten Dichtungsversuche markieren jedoch einen Einschnitt in der Kindheitserinnerung: Zeitgleich schwindet die Attraktivität der Phantasiewelt.

⁴⁹ Ebner-Eschenbach, Kinderjahre, S. 48.

⁵⁰ Ebner-Eschenbach, Kinderjahre, S. 49.

⁵¹ Ebner-Eschenbach, Kinderjahre, S. 48.

⁵² Ebner-Eschenbach, Kinderjahre, S. 49.

⁵³ Ebner-Eschenbach, Kinderjahre, S. 57. Hier auch das folgende Zitat.

⁵⁴ Vgl. Ebner-Eschenbach, Kinderjahre, S. 61.

⁵⁵ Vgl. Ulrike Tanzer, Frauenbilder im Werk Maria von Ebner-Eschenbachs, Stuttgart 1997, S. 31.

Das hier anhand weniger Beispiele umrissene Feld der Dichtkunst zu betreten, bedurfte somit einer besonderen Rechtfertigung: Das Schreiben wurde als ein innerer Drang dargestellt, dem sie erliegen musste: "Ebenso hätte ich aber eine Brut Singvögel mit mir herumtragen und sie bewegen können, stumm zu sein."⁵⁶ Dennoch fasste Ebner Eschenbach, folgen wir ihrer autobiographischen Darstellung, den "heroischen Vorsatz [...] nicht mehr davon zu reden, wenn 'es' in meinem Kopf wieder anfangen würde zu dichten, auch nie mehr etwas aufzuschreiben und, wenn die Versuchung dazu mich anträte, innig zu beten um die Kraft, ihr zu widerstreben." Die dichterische Begabung erscheint so als etwas außerhalb ihrer Kontrolle liegendes, das ihr selbst fremd und von ihr unbeherrschbar ist.

Auch andere schreibende Frauen dieser Zeit sahen sich in ihren dichterischen Ambitionen mit einer ablehnenden Umwelt konfrontiert, die sich eines im Bereich von Krankheit, Defizit und Laster angesiedelten Vokabulars bediente.⁵⁷ Christa-Maria Schmidt, die Herausgeberin der Kindheitserinnerungen, verweist darauf, dass die zitierten Stellen primär das - erfolglose - Bemühen um Anpassung dokumentierten, welches im Verlauf der fortgesetzten Ablehnung ihrer dichterischen Versuche internalisiert und als eigene Schuld empfunden wurde⁵⁸: "Ach, wenn der Himmel sich meiner erbarmen und mich erlösen wollte von dieser Sündhaftigkeit, oder was es denn sein mochte. [...] ich wünschte mir ehrlich und heiß, bald zu sterben, um nicht noch mehr unwillkürliche Schuld auf mein Haupt zu laden."⁵⁹ Wie schon zuvor richtet Ebner-Eschenbach ihr eigenes Verhalten nach den Vorstellungen der anderen und deren Ablehnung wendet sich bei dem Kind zur Scham über sich selbst. Ähnliches lässt sich in den Kindheitserinnerungen Hauns beobachten. Die Erblindung wird zunächst als persönliche Schuld gewertet und erst am Ende des Werkes kann Haun eigenen Lebensvorstellungen folgen. Im Unterschied zu der jungen Adelligen, standen ihm dabei allerdings bürgerliche und männerrollenspezifische Orientierungsmuster zur Verfügung.

Im Vorwort ihrer Autobiographie hat Ebner-Eschenbach schließlich eine Darstellungsform gefunden, in der die Selbstinterpretation das Korsett weiblicher Rollenvorstellungen nicht mehr sprengt. Ihre schriftlichen Erinnerungen werden nun, wie auch andere Werke, zu ihren Kindern.⁶⁰ Während Mańczyk-Krygiel diese Metaphorik als Kompensation der nichterlebten eigenen Mutterschaft interpretiert⁶¹, bietet eine andere Deutung unter Umständen ergiebiger

⁵⁶ Ebner-Eschenbach, Kinderjahre, S. 59. Dort auch das folgende Zitat.

⁵⁷ Brigitte Mazohl-Wallnig, Männliche Öffentlichkeit und weibliche Privatsphäre? Zur fragwürdigen Polarisierung bürgerlicher Lebenswelten, in: Margret Friedrich, Peter Urbanitsch (Hg.), Von Bürgern und ihren Frauen, Wien, Köln, Weimar 1996, S. 125-140, S. 192f.

⁵⁸ Schmidt, Ebner-Eschenbach, S. 256.

⁵⁹ Ebner-Eschenbach, Kinderjahre, S. 61.

⁶⁰ Vgl. Ebner-Eschenbach, Kinderjahre, S. 5.

⁶¹ Vgl. Mańczyk-Krygiel, Hörigkeit S. 144.

Ergebnisse. Im Rekurs auf das Konzept der „geistigen Mutterschaft“⁶² gelang der Autorin die Transformation der Dichterinnenrolle. Gesellschaftliche Konventionen wurden so nicht überschritten, sondern durch ihre Umschreibung ausgedehnt.⁶³ In gewisser Weise bezeugt die öffentliche Reaktion den vermeintlichen ‚Erfolg‘ eines solchen Vorgehens. Auf der einen Seite war zwar die Wertschätzung von Autorinnen in der Regel geringer als die von Männern, wie Rezensionen des von Ebner-Eschenbach zuerst anonym veröffentlichten Dramas ‚Der Ritter‘ zeigen, das nach dem Bekannt werden der Autorenschaft schlagartig in der Publikumsgunst fiel. Auf der anderen Seite ermöglichte jedoch die Idealisierung der Autorin als eine „gütige, mitleidige Mutterfigur“⁶⁴ eine positive Rezeption durch die Betonung eben dieser Aspekte als die scheinbar zentralen im Werk der Autorin.

Trotz der Schwierigkeiten, die sie seitens ihrer Umwelt erlebte, präsentierte die spätere Dichterin ein konsistentes Bild von sich, in dem eventuelle Selbstzweifel über ihr eigenes Talent keinen Platz fanden: "Je härter und widerwilliger der Boden war, in dem das Bäumchen meiner Kunst Wurzel schlagen mußte, desto fester stand es, und je grausamer die Misserfolge gewesen sind, die jeden Schritt meiner Laufbahn bezeichnet haben, desto enger schloß sich das Bündnis zwischen mir und meinem vielbestrittenen Talent."⁶⁵

Schlußbemerkung

Als zentrales Ergebnis der Lektüre kann zunächst festgehalten werden, dass in beiden autobiographischen Erinnerungen die ‚eigene Geschichte‘ als Kontrast zur ‚allgemeinen Geschichte‘ der anderen erzählt wurde. Die neuere historische Geschlechterforschung macht deutlich, dass die strikte Territorialisierung der Lebenswelten in einen privaten weiblichen und einen öffentlichen männlichen um die Wende zum 19. Jahrhundert nicht die Lebenswirklichkeit der Männer und Frauen getroffen hat.⁶⁶ Auch wenn ein Jahrhundert später unter der strengen Formiertheit des deutschen Kaiserreiches die Gestaltungsräume in manchen Bereichen vielleicht sogar enger gezogen worden sind⁶⁷, so beeindruckt doch die Bedeutung, die eine solche Geschlechterordnung für die Selbstpräsentation beider AutobiographInnen besaß.

⁶² Vgl. zum Begriff der ‚geistigen Mutterschaft‘: Henriette Schrader-Breyman, Die Frauenfrage, in: dies. Kleine pädagogische Texte, Weinheim 1962, S. 8-18.

⁶³ Vgl. zu der zeitgenössischen Rezeption, die Ebner-Eschenbach durchaus ‚männliches‘ Schreibvermögen attestiert: Tanzer, Frauenbilder, S. 26.

⁶⁴ Kord, Namen, S. 156f.

⁶⁵ Ebner-Eschenbach, Kinderjahre, S. 92. Vgl. ebenso: Schmidt, Ebner-Eschenbach, S. 259.

⁶⁶ Vgl. Katharina Rennhak und Virginia Richter, Einleitung, in: dies. (Hgg.), Revolution und Emanzipation. Geschlechterordnungen in Europa um 1800, Köln, Weimar Wien 2004, S. 5-13, S. 8.

⁶⁷ Vgl. Ute Frevert, Frauen-Geschichte zwischen bürgerlicher Verbesserung und Neuer Weiblichkeit, Frankfurt am Main 1986, S. 63.

Während Norbert Elias für weite Bereiche der Gesellschaft eine Verringerung der Formalitäts- Informalitätsspanne in der Moderne konstatiert⁶⁸, scheint diese Beobachtung für den Bereich der Geschlechterordnung nur zum Teil zuzutreffen. Die Verinnerlichung äußerer Anforderungen zeigt sich in den behandelten Autobiographien im Vergleich zu jenen, die rund einhundert Jahre zuvor geschrieben worden sind. Ohne dass dieser Aspekt hier vertieft werden konnte, mag der Verweis auf das Familienleben der Großeltern Hauns genügen. Ob diese Formalisierung zugleich von einer Informalisierung öffentlicher Bereiche begleitet ist, lässt sich demgegenüber weit schwieriger beantworten. Das Konzept von Männlichkeit erscheint dabei wesentlich starrer als das Weiblichkeitskonzept, wird aber in den meisten Autobiographien dieser Zeit auch kaum expliziert. Dabei sei auf die Darstellung Martina Kessels verwiesen, dass mit der Ablösung ständischer Gesellschaftsvorstellungen das männliche Geschlecht innerhalb des Bürgertums seinen Machtanspruch unter dem Argument der ‚Brüderlichkeit‘ zwar zunächst für alle Männer formulierte, aber zugleich die „ländliche und unterbürgerliche Bevölkerung als Gruppen definierte, die noch der Erziehung durch die Eliten bedürften.“⁶⁹ Die Grenze ist somit in zweierlei Hinsicht gezogen. Gegen Frauen, aber eben auch gegen die Konkurrenz aus dem eigenen Geschlecht. Weiblichkeit erscheint demgegenüber in bestimmten Bereichen variabler, sofern keine explizite Ablehnung der Dualität der Geschlechtvorstellungen formuliert wurde. So bleibt Ebner-Eschenbach Zeit ihres Lebens kinderlos, ohne damit die inzwischen etablierte Kopplung von Weiblichkeit an die Mutterrolle aufzubrechen. Das Konzept der geistigen Mutterschaft kann in diese Klammer problemlos mit eingeschlossen werden. Der Wille, den eigentlich zuerkannten Aktionsradius um ein Vielfaches auszudehnen, ist aber zugleich an ein hohes Maß von Selbstdisziplinierung geknüpft. In ihren Kindheitserinnerungen bleibt die Verwandlung des jede ‚weibliche‘ Tätigkeit zurückweisenden Kindes zur geistigen Mutter ihrer dichterischen Werke unkommentiert. Das Motiv des Kampfes gegen sich selbst dominiert zwar über das Bild einer inneren Entwicklung, eventuelle Verluste werden jedoch nicht benannt. In der literarischen Öffentlichkeit hingegen wird die Anpassungsleistung der Autorin gewürdigt. Sie lässt der Schriftstellerin die lang vermisste öffentliche Anerkennung mit der Aufgabe des dramatischen Genres zugunsten anderer Formate zuteil werden.⁷⁰ Anders als jene meist etwas älteren „[a]usgefallenen“⁷¹ Autorinnen, die Ruth Ellen

⁶⁸ Vgl. Norbert Elias, Studien über die Deutschen. Machtkämpfe und Habitusentwicklung im 19. und 20. Jahrhundert (hrsg. v. Michael Schröter), Frankfurt am Main 1989.

⁶⁹ Martina Kessel, Heterogene Männlichkeit. Skizzen zur gegenwärtigen Geschlechterforschung, in: Friedrich Jäger, Jörn Rüsen (Hg.), Handbuch der Kulturwissenschaften, Bd.3: Themen und Tendenzen, Stuttgart 2004, 372-384, S. 377.

⁷⁰ Vgl. Kathrine Goodman, Dis/Closures. Women's Autobiography in Germany Between 1790 and 1914, New York, Bern, Frankfurt am Main 1986, S. 167.

⁷¹ Ruth Ellen Boetcher Joeres, Marianne Burkhard, Out of Line / Ausgefallen. The Paradox of Marginality in the Writings of Nineteenth-Century German Women, Amsterdam 1989.

Boetcher Joeres und Marianne Burkhard untersucht haben und in deren Werken sich ebenfalls das Motiv des Ausbruches findet, verliert bei Ebner-Eschenbach der Fluchtwunsch mit den ersten schriftstellerischen Versuchen an Attraktivität.

Die Einbindung des Menschen in die symbolische Ordnung des Bürgertums kann, so zeigen die betrachteten Autobiographien, zwar wie Ursula Beer im Hinblick auf die Beharrungskraft der Geschlechterverhältnisse feststellt, „unabhängig von ihrem individuellen Wollen“⁷² erfolgen, nicht aber ohne die individuelle Aneignung dieser Ordnung. In beiden Autobiographien werden die immensen Versuche der Anpassung beschrieben. Die ‚Blindenwelt‘ bietet zwar Schutz vor Diskriminierung, die Möglichkeit einer Ausbildung und eine gewisse ökonomische Sicherheit, kann allerdings – so die Darstellung Hauns – den meisten Angehörigen der Blindenanstalt nicht das Gefühl einer befriedigenden Lebensführung vermitteln. Damit ist jene Komponente angesprochen, die in den Erinnerungen Hauns so bedeutsam und in denen Ebner-Eschenbachs so sorgfältig vermieden worden ist. Die Kunst eröffnet in beiden Autobiographien eine der wenigen Möglichkeiten, die Beschränkung alleine auf den häuslichen Bereich beziehungsweise der Welt der Blinden, in der ein jeder Gefahr läuft, zum abhängigen Bittsteller zu werden, zu überwinden. Bei Haun ist das Ausüben von Musik aber in einem hohen Maße an Vorstellungen von Autonomie, Prestigeerwerb und Geldverdienen gekoppelt und weniger an Phantasien der Selbstentäußerung wie bei Ebner-Eschenbach. Bei ihr hat ‚Dichterin‘ keinerlei ökonomische Konnotation. Die Legitimation der Befähigung zur Berufsausübung ist so grundsätzlich an das männliche Geschlecht gekoppelt, dass sie zugleich zur *conditio sine qua non* einer männlichen ‚Normalbiographie‘ avanciert. Kann ihr, wie im Fall Hauns, nicht entsprochen werden, erscheinen nicht nur weitere Privilegien des bürgerlichen Mannes als gefährdet (so das Recht auf Selbstbestimmung), sondern darüber noch weit hinausgehend jegliche Grundlage der Selbstinterpretation als Mann. Obwohl beide AutobiographInnen zentrale Passagen ihrer Erinnerung dem noch zu bewältigenden (Haun) oder bereits erfolgreichen (Ebner-Eschenbach) Unternehmen widmen, sich einen Platz in der Welt zu erobern, bleibt die Durchsetzung dieses Anspruches gleichsam auf das Werk beschränkt. Ebner-Eschenbach wählt, wie Goodman präzise beobachtet hat, einen streng subjektiven Erzählmodus. Haun erreicht den gleichen Effekt durch die Beibehaltung seiner vermeintlich kindlichen Perspektive.

⁷² Beer, *Geschlecht*, S. 9.